

# Frauenstimme

Nr. 14 \* 47. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

17. Juli 1930

## Kinderrecht.

Das ist eine der häßlichsten Erinnerungen aus meiner Kinderzeit: Wir hatten Familienfest gefeiert, natürlich so, wie man eben Familienfeste feierte, mit einem ausgedehnten Familientasteklaisch, der ohne sehr merkbare Pause gleich in einen Dämmererschoppen überging. Daß das zufällig mein eigener Geburtstag war, änderte an dem Programm nichts; die Geburtstage sahen bei uns alle gleich aus, bloß daß es bei Papa Pfäumentuchen und bei mir Windbeutel zum Kaffee gab. Wenn „die Jöhre“ ihre Geschenke „weg hatte“, war der Vorfall erledigt und der Tag gehörte den Erwachsenen. Ein paar Kinder einer Freundin meiner Mutter waren Zufallsgäste, die mir weder lieb noch besonders bekannt waren, Geschwister, die „wie Pech und Schwefel“ zusammenhielten und nun die gute Gelegenheit benutzten, mich gleichsam aller meiner Spielsachen zu enteignen. Ganz kampflustig aber wollte ich mir das nicht gefallen lassen, und so stürzte unser Zank bald die Gemütslichkeit der Erwachsenen, trotzdem man uns schon in das abgelegene Schlafzimmer gebannt hatte. Krach — gerade als wir anfangen wollten, uns mit harten Gegenständen zu schmeißen, sprang die Tür auf und mein Papa hatte mich, ehe ich wußte, was er überhaupt wollte, am „Widel“. Nach Schuld oder Unschuld wurde nicht gefragt; weil er die „Besuchtkinder“ doch nicht mit Kapentöpfen regulieren konnte und auch meine Heulerei nicht noch vergrößern wollte, so hob er mich mit hartem Ruck hoch: „Injame Göhre! Bist du endlich stille! Ich werf dich aus dem Fenster!“ Und damit riß er mich zu dem breiten Erkerfenster und und schwenkte mich, als wollte er mich wirklich aus dem Fenster werfen.

Das Mittel war probat? Ich heulte nicht mehr. Aber das verzerrte Gesicht meines Vaters blieb mir lange im Gedächtnis; und heute weiß ich, daß diese und ähnliche Szenen wohl mehr zu der Entfremdung zwischen mir und meinen Eltern beigetragen haben, als eine „strenge, aber gerechte“ Erziehung vermocht hätte. So — denken wir mal zurück — lernten wir die Erwachsenen sehen, als eine Art von Halbgöttern, keinem irdischen Gesez unterworfen, wenigstens nicht in bezug auf uns, die Kinder, die wichtigsten Wesen der Welt. Und gar die Eltern! Denen gehörten wir eben, ihr Wille war unser Gesez, sie waren

### Richter und Vollstrecker zugleich.

und es gab für uns keine Instanz, an die wir uns hätten beschwerdeführend wenden können. Das war das Gesez der alten Zeit; können wir sie wirklich ehrlich die „gute“ nennen, wenn wir noch den Mut und die Fähigkeit haben, einmal an die vielen schweren Tage unserer Jugend zu denken?

Es war ja nicht nur so, solange wir kleine Kinder waren. Auch die großen Kinder spürten dieses Gesez der Alten noch oft genug und sie unterwarfen sich ihm meist in abergläubischer Scheu. Da saßen Verwandte auf einem Bauernhof, noch war der Vater der Besitzer, wenn auch die fünf Kinder alle Arbeit taten. Und als der Alte kindisch und krank am Geiste wurde, als er die harten Taler vom Viehverkauf aus dem Kleinstadtkaffee auf die Straße warf, weil sich dann die Leute so famos drum batglen, da wagten die Kinder doch nicht, ihn entmündigen zu lassen, dann hätte die ganze Verwandtschaft sie versem! Schulden und Hypotheken wuchsen über den Schornstein hinaus, und es war gut, daß der Alte doch noch starb, ehe der Hof versteigert wurde. Und dann haben die fünf Kinder ihre Jugend dran gegeben, den Hof wieder schuldenfrei zu arbeiten.

So war es. Selbst wenn dem Kinde das Gesez zur Seite stand, durfte es nicht wagen, sich darauf zu berufen, es hatte den ganzen „Rat der Alten“ gegen sich. Und ein Widel von 19 Jahren, das den Ehekonsens des Vaters etwas durch die Einwilligung des

Vormundschaftsgerichts ersehen wollte und den Vater durch Klage zur Gewährung einer angemessenen Aussteuer gezwungen hätte (das waren alles gesetzliche Rechte des Kindes!), wäre für die ganze Verwandtschaft verrucht und verrufen gewesen. Das Kind aber, das wirkliche Kind war wehrlos, und diese Wehrlosigkeit war die Ursache unzähliger Kindertragödien, angefangen von den Kindeselbstmorden bis zu den Mißhandlungsfällen, in denen es monatelanger Trennung der Kinder von ihren Peinigern bedarf, bis die Opfer es wagen, ihre Quäler zu beschuldigen; ja, es ist jedem Fürsorger bekannt, daß die mißhandelten Kinder aus Angst oftmals wahre Theaterstücken aufzuführen und ihre Peiniger küssen und streicheln, trotzdem sie erst kurz vorher auf das grauenhafteste von ihnen mißhandelt wurden.

Die Kinder glaubten nicht, daß ihnen wirklich ein anderer helfen könne und wolle.

Denn von Geburt an wurden sie zu Sklaven erzogen.

So war es und so ist es leider in vielen Familien auch noch heute. Davon können die Jugendberatungsstellen erzählen. Daneben aber wächst eine neue Jugend heran, die sich freilich ganz und ungehemmt nur dann entfalten kann, wenn sie „in der Wahl der Eltern einigermaßen vorsichtig gewesen ist“. Denn was in den ersten Lebensjahren eines Kindes verdröben wird, läßt sich nachher auch durch eine freie Schulergziehung nicht so leicht wieder gutmachen.

Bei unseren in Freiheit dressierten Wildlingen kann das Bewußtsein eigenen Rechts freilich manchmal ganz komische Formen annehmen. Da wollte der Hansel neulich vom Balkon sehen und der Papa hielt ihn an den Beinen fest, während sich der Schusterke weit über die Brüstung beugte. „Wenn ich aber jetzt los lasse, fällst du runter und bist tot!“ Damit wollte ihm der Papa wohl nur die Gefährlichkeit des Herausbeugens klarmachen; aber er war recht erstaunt, als Hansel ihm darauf prompt erwiderte: „Dann bist du aber schuld und denn kommt die Polizei und sperrt dich ins Gefängnis, ja!“ Das war in kondensiertester Form eine Vorlesung über „Haftung und Haftpflicht der Eltern!“ Und als wir ihm bei einer Meinungsverschiedenheit einmal drohten, ihn nicht mitzunehmen und ihn einfach einzuschließen, kriegten wir zur Antwort: „Das dürft Ihr aber nicht, denn es ja keiner da, der mir zu essen gibt! Und man darf seinen Jungen nicht verhungern lassen — denn schmeiß ich die Fenster kaputt und schreie, denn kommt die Polizei und hilft mir!“ Diese Hanselgeschichten haben eine gute Tante ganz fürchterlich empört, sie fand es fürchtbar, daß der kleine Bengel uns so ohne weiteres mit der Polizei drohte, das wäre ja richtig eine verkehrte Welt! Zu ihrer Zeit . . .

Zu ihrer Zeit, ja, zu der Zeit, die auch unsere Kinderzeit war, da wurde uns oft genug damit gedroht: „Paß mal auf, wenn du nicht artig bist, dann rufe ich den Schutzmänn und der nimmt dich mit zur Wache!“ Und wir haben diese Drohung ernst genug genommen, der Schutzmänn war ein blaues Schredgespenst und die ganze „Obrigkeit“ war uns eine Verbindung der großen Leute, der gegenüber wir machtlos waren. Wenn das heute, wie Hansels Beispiel zeigt, anders geworden ist, noch längst nicht für alle Kinder, noch nicht für die ganze Jugend, aber doch für einen immer größer werdenden Teil, so sollten wir, die wir heute die „großen Leute“ sind, uns nur darüber freuen und alle diese Aeußerungen kindlicher Selbständigkeit und kindlichen Rechtsbewußtseins nicht als unbecommene Insubordination ansehen. Es ist ganz gut, daß in dem fünfjährigen Stöpsel, der sich auf den Schutz der Polizei beruft, wie in dem sechzehnjährigen Widel, das sich, notfalls mit

Hilfe einer Jugendberatungsstelle, vom erzwungenen Kirchenbesuch freimacht, das Bewußtsein lebt, daß

über der Familie noch eine Instanz steht, die in der Jugend von heute den Staatsbürger von morgen schützt.

Das uns durch Erziehung eingetrappte Gefühl unserer Nichtigkeit und Wehrlosigkeit hat uns im Lebenskampf nicht tüchtiger gemacht, und mancher von uns ist dieses Minderwertigkeitsgefühl Zeit seines Lebens nicht mehr losgeworden, und wenn viele Menschen trotz ihrer Sehnsucht nach Gemeinschaft doch einsam bleiben und keinen

Weg zu ihr finden, dann ist daran oft genug die Erziehung ihrer Kinderjahre schuld, die in ihnen den Glauben groß zog: „Es kümmert sich ja doch keiner um den anderen.“ Wer aber schon mit dem Bewußtsein groß wird, Rechte in einer Gemeinschaft zu haben und ihren Schutz zu genießen, wird ihr auch williger und freundlicher dienen, an ihrem Schicksal Anteil nehmen und sie, wenn nötig, umgestalten helfen. Und derselbe Staat wird ihm nicht der große, allmächtige Götz sein, sondern eine Gemeinschaft, von deren Bestattung sein eigenes Wohl und Wehe oftmals abhängig ist.  
Rose Ewald.

# Frauenarbeit im Ausland.

## Auf dem Traktor in Sowjetrußland.

Neben die Verteilung der weiblichen Arbeitskraft in Rußland gibt ein Bericht der Beratungen der staatlichen Plankommission interessanten Aufschluß. Abgesehen von der Landwirtschaft ist das Arbeitsgebiet der Frau auf eine geringe Zahl von Gewerbezweigen beschränkt. Der höchste Prozentsatz berufstätiger Frauen findet sich bei den Angestellten von Behörden, in der Industrie ist der Anteil der Frauen 28 Proz. stark, im Handel 19 Proz., im Verkehr 8 Proz., aber dieser als „unzureichend“ betrachtete Anteil der Frauenarbeit soll gegen Ende des Fünfjahresplans eine bedeutende Steigerung erfahren. Denn vor allem soll der unzulänglichen Vorbildung der Frauen durch eine beschleunigte Ausbildung geteuert werden. So hofft man bis 1932 anderthalb Millionen Frauen zu Lenkern von Traktoren auszubilden. Das Schlußbild des Eisensteinplans „Die Generallinie“ mit der laufenden Lederbekleideten Bäuerin auf dem Traktor verknüpft diese Zukunftspäne. Dem verheißungsvollen Ausblick des Berichts: „Das Arbeitskommissariat und die staatliche Plankommission haben neuerdings den Versuch gemacht, das Problem der Frauenarbeit in der Sowjetunion einer endgültigen Lösung entgegenzuführen“, wird man im Interesse aller arbeitenden Frauen der Welt gespannt entgegensehen.

## Die Frauenarbeit in Holland.

Auch im häuerlich wohlhabenden Holland wächst die Zahl der erwerbstätigen Frauen. Wenn auch noch nicht wie in Deutschland jede dritte Frau, so ist doch bereits mehr als jede fünfte holländische Frau erwerbstätig, und zwar steckt charakteristischweise ihr Hauptanteil — ein Drittel — als Hilfskraft im Haushalt, ein Viertel von ihnen arbeitet in der Industrie, ein Sechstel in der Landwirtschaft, ein Zehntel im Handel und je ein Zwanzigstel in Verwaltung und Unterricht. Aus diesem geringen Anteil der Frau in der Wirtschaft eines noch etwas patriarchalisch oder vielmehr matriarchalisch regierten Land erklären sich auch die zum Teil erschreckend niedrigen Frauenlöhne. So verdient z. B. eine Verkäuferin in Amsterdam im Durchschnitt 746 Gulden im Jahr (also etwa rund 110 M. im Monat) — und Holland ist teuer! Ein Gegenstück zu dieser noch langsamen Entwicklung der Frauenarbeit ist die in Amsterdam erfolgte Gründung der ersten weiblichen Bank, die vom Lehrling bis zum Vetter nur Frauen beschäftigt. Diese holländische Frauenbank, ein selbständiger Zweig der Rotterdamschen Bankvereinigung, zählt auch in der Hauptbranche Frauen mit eigenem Vermögen zu ihren Kundinnen. — eine Erscheinung, die im reichen und jahrhundertlang vor Krieg bewahrten Holland nicht selten zu sein scheint.

## Die Schweizer Heimarbeit geht zurück.

Die Rolle der Heimarbeit ist in der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte stark zurückgegangen, damit hat sich auch vor allem die Zahl der Heimarbeiterinnen vermindert, denn in der Heimarbeit dominiert die Frauenarbeit ganz überwiegend. Hier wie auch in der abnehmenden Zahl der weiblichen Hausangestellten zeigt sich deutlich eine Umschichtung innerhalb der Frauenarbeit, die meist nicht genügend berücksichtigt wird. Denn die starke Ausdehnung der Frauenarbeit in andern gewerblichen Berufen erklärt sich nicht nur aus der anwachsenden Schar erwerbstätiger Frauen überhaupt, sondern auch aus der Abwanderung arbeitender Frauen von Heimarbeit und häuslichen Diensten. (Auch die Altersverschiebung spielt hier eine Rolle, es gibt heute im Verhältnis wesentlich mehr Frauen in erwerbsfähigem Alter als vor dem Kriege.) Interessantes neues Material zum Ausgang der Heimarbeit in der Schweiz — bisher ein typisches „Heimarbeitsland“ — bringt die Monatschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (Märzheft 1930). Danach ist in der Schweiz die Zahl der Heimarbeiter von 52.000 im Jahre 1901 auf 34.000 im Jahre 1929 zurückgegangen, während sich gleichzeitig die Fabrikarbeitskraft im selben Zeitraum um 70 Proz. vermehrt hat. Auf

100 Fabrikarbeiter kamen im Jahre 1921 22 Heimarbeiter, 1929 dagegen nur noch 8. Leider teilt diese Statistik nicht nach Männern und Frauen, aber man erkennt aus den Zahlen der Bekleidungsindustrie — noch das Hauptreservoir der Heimarbeit —, daß z. B. bei der Fabrikation von Leibwäsche auf 100 Fabrikarbeiter heute nur noch 44 Heimarbeiter kommen (1901: 78), bei Stickerel nur noch 18, während 1901 hier auf 100 Fabrikarbeiter sogar 125 Heimarbeiter entfielen, das heißt also, daß damals bedeutend mehr in Heimarbeit als in der Fabrik gestickt wurde, während man heute diese Arbeit zu vier Fünfteln in die Fabrik übernommen hat. Gerade diese Zahlen wird man wohl in der Hauptsache auf das Konto weiblicher Arbeit legen müssen.

## Eine Frauenkommission der belgischen Gewerkschaften.

Auf Grund der wachsenden Beteiligung der Arbeiterinnen an der Gewerkschaftsbewegung in Belgien — eine nicht in allen Ländern zu beobachtende Tatsache! — hat die belgische Gewerkschaftskommission jetzt einen besonderen Frauenausschuß eingesetzt, dessen Aufgaben denjenigen des Frauenausschusses des Internationalen Gewerkschaftsbundes entsprechen. Er wird sich nicht nur mit der Werbetätigkeit beschäftigen, sondern auch an allen Fragen der Sozialpolitik mitarbeiten.

## Der Anteil der Frauen im Internationalen Gewerkschaftsbund.

Wieviel Frauen sind in einem Land erwerbstätig — und wieviel von ihnen sind gewerkschaftlich organisiert? Wenn man vergleicht, daß im Durchschnitt gerechnet in den industriell entwickelten Ländern ein Drittel bis ein Viertel aller Arbeitnehmer Frauen sind, dann zeigt sich ein starkes Mißverhältnis zu dem Anteil der im Internationalen Gewerkschaftsbund freigewerkschaftlich organisierten Frauen, der nur ein Achtel der Gesamtmitgliedschaft beträgt, ein Beweis, wieviel gewerkschaftlicher Aufklärungsarbeit gerade noch die Frauen bedürfen. Ueber dieses Verhältnis in den einzelnen Landeszentralen gibt eine Statistik des Internationalen Gewerkschaftsbundes in seiner Zeitschrift (Heft 4, 1930) Aufschluß:

Landeszentralen	Prozentloß der Frauen		Landeszentralen	Prozentloß der Frauen	
	31. 12. 27	31. 12. 28		31. 12. 27	31. 12. 28
Belgien	13,0	12,9	Niederlande	6,0	6,4
Bulgarien	6,9	—	Oesterreich	22,6	21,9
Dänemark	25,5	25,3	Polen	27,6	18,9
Deutschland (ADGB)	16,0	15,8	Polen	10,9	10,5
(AFB)	21,0	22,2	Rumänien	12,8	—
Großbritannien	10,4	12,7	Schweden	9,3	9,7
Jugoslawen	7,6	8,3	Schweiz	10,8	10,6
Lettland	23,1	24,2	Tschechoslowakei	21,0	21,5
Nemeland	27,0	26,4	Ungarn	14,7	16,0
			Insgesamt	14,3	15,1

Für deutsche Verhältnisse interessiert besonders, daß die Zahl der Arbeiterinnen im ADGB gegen das vorige Jahr gesunken, die der Angestellten im AFB-Bund dagegen gestiegen ist. Auch hier zeigt sich der starke Zustrom zu den weiblichen Angestelltenberufen, während sich bei den Arbeiterinnen die Folgen der Rationalisierung und der Arbeitslosigkeit deutlicher bemerkbar machen.

## Die Lehrerinnen in Amerika.

Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Frauenarbeit langsam im Wachsen, obwohl die Situation für die Frauenarbeit hier völlig anders liegt als etwa in Deutschland. Nur 16 Proz. der Frauen der Union sind überhaupt erwerbstätig (in Deutschland 35 Proz.), aber auch die Schichtung innerhalb der Frauenarbeit liegt gänzlich anders. Z. B. fehlt die Haus-

angestellte fast völlig, dagegen ist der Anteil der Frauen in den „gehobeneren“ Berufen, in den akademischen Berufen und leitenden Posten stärker. Von 752 000 Schullehrern in den Vereinigten Staaten sind nach einer amerikanischen Statistik nur 117 000 Männer, aber 635 000 Frauen, auch von 33 000 Direktoren und Professoren von Hochschulen und Mittelschulen waren 10 000 Frauen. Die weitgehend durchgeführte Rationalisierung des Haushalts macht die Hausfräuentätigkeit immer mehr illusorisch, so daß die amerikanische Frau, wenn auch nicht nur aus Not, so doch stark aus Neigung in die Erwerbsarbeit kommt — gegen die ein gefühlsmäßiger männlicher Widerstand kaum vorhanden ist. Ob sich die scharfe Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt künstlich auch gegen die Frau richten wird und damit die Verhältnisse der amerikanischen Frau der Kampfstellung der europäischen Frau annähern wird, bleibt abzuwarten.

## Tippen — amerikanische Refordgymnastik!

Das Arbeitswissenschaftliche Institut in New York hat an 1000 Stenotypistinnen eine Untersuchung des Anschlagtempo vorgenommen, nach der die amerikanische Stenotypistin im Durchschnitt täglich 48 750 Anschläge auf der Schreibmaschine macht. Das heißt also, den Tag zu 8 Arbeitsstunden gerechnet, über 6000 in der Stunde oder über 100 in der Minute! Wie das Institut mitteilt, könne diese Leistung jedoch, ohne Beeinträchtigung der Gesundheit vorgenommen werden, denn die Höchstgrenze liege bei 50 000 Anschlägen. — Es ist nicht ersichtlich, in welchem Auftrag und zu welchem Zweck diese arbeitswissenschaftliche Untersuchung angestellt worden ist. Solche Grundlagen für etwa einzuführende Rationalisierungsmethoden seien aber dem kritischen Interesse des Internationalen Arbeitsamts empfohlen! S. S.

# Männerüberschuß 9 Millionen.

## Indische Witwen unter 10 Jahren / Die wenigsten Mädchen besuchen die Schule.

Die „Times“ vom 10. Juni 1930 enthalten eine auszugswweise Mappe Zusammenfassung des Berichtes der Kommission Simon, die mit der Untersuchung der Zustände in Indien betraut war. In diesem Bericht ist ein Kapitel den Frauen gewidmet, aus dem wir folgendes entnehmen:

„Die Kommissionsmitglieder bemerken, daß in dem Montagu-Chelmsford-Bericht der Frauen kaum Erwähnung getan ist, und daß es ein schlagender Beweis dafür ist, was für Veränderungen auf dem indischen Schauplatz in den letzten zwölf Jahren vorgegangen sind, daß heute kein Dokument, das Indiens Verfassungssystem und die Richtung seiner Entwicklung diskutiert, über Indiens Frauen hinweggehen könnte.

„Alle gesetzgebenden Körperschaften — ausgenommen der Staatsrat — haben in ihren Beschlüssen, die ihnen nach der Wahlordnung zustehen, das Wahlrecht unter den gleichen Bedingungen, wie sie für Männer bestehen, auf die Frauen ausgedehnt, aber die Voraussetzungen sind so, daß die Zahl der Frauen, die das Wahlrecht bekommen, außerordentlich gering ist.

In sieben von neun Provinzen können die Frauen jetzt auch Mitglieder der provinziellen gesetzgebenden Versammlung werden

und in diesen Provinzen können sie auch in die zentrale gesetzgebende Versammlung gewählt werden. In einigen von diesen Provinzen sind auch tatsächlich Frauen nominiert worden. In einem Wahlkreis wenigstens hat eine Frau für die gesetzgebende Versammlung kandidiert und bei den Gemeindevahlen sind einige Frauen gewählt worden.

Gleichzeitig mit dieser Entwicklung begann eine starke Bewegung zur Errichtung sozialer Reformen, die den Fortschritt der indischen Frauen stark fördern würden.

Der Männerüberschuß in Indien beträgt nach der letzten Volkszählung fast neun Millionen. Die Klust ist am größten in den Altersgruppen zwischen zehn und zwanzig Jahren und muß in Verbindung gebracht werden mit den sozialen Gewohnheiten und Gepflogenheiten, wie „Purdah“ (die „Vorhänge“, das abgeschlossene Wohnen der vornehmen Frauen), Kinderheiraten und ungeschulte Hebammen, die die Gesundheit so vieler indischer Frauen ernstlich bedrohen.

Die Mitglieder der Kommission berichten, daß die Stimmung gegen „Purdah“ rasch an Boden gewinnt. Von diesen Einrichtungen wurden die ganz Reichen, die ihren Frauen entsprechende abgeforderte Räume bieten konnten, am wenigsten bedrückt. Ärztliche Berichte zeigen aber, wie schrecklich sie auf die Gesundheit von weniger begüterten Frauen, die in engen Gemächern abgeschlossen leben, wirken.

Ein noch bedeutenderes Symptom ist die wachsende Kraft der Bewegung gegen die Kinderheiraten.

Beinahe die Hälfte der Mädchen von Indien werden vor Vollendung des 15. Lebensjahres verheiratet.

Nach der letzten Volkszählung sind über zwei Millionen verheirateter „Frauen“ und hunderttausend Witwen weniger als zehn Jahre alt. Die Kommission meint, daß wenn die „Sarda-Akte“, das neue Gesetz, das die Kinderheiraten für Mädchen bis zum 14. und für Knaben und Jünglinge bis zum 18. Jahre bestrafte, ein Gesetz, das eben von der indischen gesetzgebenden Versammlung verabschiedet wurde, entsprechend befolgt und durchgeführt wird, so werde eines seiner Ergebnisse ein starker Antrieb zur Aus-

bildung der Mädchen sein. Im Jahre 1921 war in Britisch-Indien nur eine von fünfzig Frauen des Lesens und Schreibens kundig. Es gibt keine Provinz, in der eines von fünf Mädchen die Schule besucht, in manchen Provinzen nicht einmal eines von zwanzig oder fünfundzwanzig. Gegenwärtig ist die Zahl der indischen Frauen, die im Lehr- oder Pflegerinnenberuf ausgebildet sind, gering und die Hindernisse, ihre Zahl zu vermehren, sind groß. Die Menge des unnötigen Leidens, das durch den Mangel an ärztlicher Hilfe und Krankenpflege verursacht wird, ist erschreckend.

Die Kommissionsmitglieder fügen hinzu: „Die Frauenbewegung in Indien hält den Schlüssel zum Fortschritt in Händen und die Erfolge, die sie erreichen kann, sind unberechenbar groß. Es ist nicht zu viel gesagt, daß Indien die Stellung, die es in der Welt erreichen will, nicht erreichen kann, bevor nicht die Frauen die ihnen gebührende Rolle als gebildete Staatsbürgerinnen spielen.“

## Der Werbeerfolg der Frauen.

Als vorläufiges Ergebnis der beiden vom 18. Mai bis zum 1. Juni in Deutschland veranstalteten sozialdemokratischen Frauenwerbewochen ist bisher die Gewinnung von rund 3000 neuen weiblichen Mitgliedern für die sozialdemokratische Partei zu verzeichnen.

Angesichts der traurigen Wirtschaftslage, die die Entrichtung auch kleinster Mitgliedsbeiträge als großes Opfer empfinden läßt, zeugt dieses erfreuliche Ergebnis um so eindrucklicher von dem starken Werbeerfolg der Sozialdemokratie.

## Frauen im Sächsischen Landtag.

Aus den Neuwahlen in den Sächsischen Landtag, die am 22. Juni stattfanden, sind 7 Frauen als Abgeordnete hervorgegangen, und zwar 3 Sozialdemokratinnen und 4 Kommunistinnen. Die bürgerlichen Parteien einschließlich der nationalsozialistischen, haben keine einzige Frau in den Landtag entsandt.

Die neuen sozialdemokratischen Abgeordneten zum Sächsischen Landtag sind dieselben, die schon bisher dem Landtag angehört haben, nämlich die Genossinnen Beria Thiel (Leipzig), Elise Thimmert (Dresden) und Martha Schlag (Chemnitz).

## Das Eindringen in alle Berufe.

### In Amerika fast alle von den Frauen erobert.

Nach einer vom amerikanischen „Womens Büro“ — dem staatlichen Amte, dem die Ueberwachung und Förderung der Frauenarbeit obliegt — durchgeführten Statistik wurden in den Vereinigten Staaten 572 Berufsarten gezählt. In 537 dieser Berufe sind auch Frauen als Erwerbstätige zu finden. Es bleiben also nur 35 Berufe übrig, die als Reservat für Männerarbeit gelten können. Aber — so wird in Kommentaren zu der Statistik festgestellt — seit die Erhebungen abgeschlossen wurden, dürften noch in einige aus der Untersuchung als rein männlich hervorgegangene Berufe Frauen eingedrungen sein. Denn, so meinen amerikanische Gelehrte, die von dieser Untersuchung zu wirtschaftlichen und sozialen Schlußfolgerungen angeregt wurden, weibliche Arbeit läßt sich überhaupt nicht beschränken.

# Zerline und der Zauberer

Zerline Maubsen — eine Ballin von eigenartigem blonden Typus, altirngesehene Familie, östlicher Adel; das Gut geriet unter den Hammer; der Vater erschloß sich; die Mutter ging nach Berlin als Näherin — Zerline Maubsen begeisterte sich am Theater, bis eine Operettenaufführung sie soweit mürkte, daß sie einem Ballettmeister vorzutanzten wagte — siebzehnjährig damals. Während sie am Tage brav den Verkaufszustand eines Warenhauses zierte, knappte sie sich jede Stunde ab, sobald die Mutter einmal nicht im Hause war, um tanzen zu lernen. Probeauftritt in einer Operette, Erfolg: Gegenangebot von dreifacher Höhe ihres bisherigen Gehalts, daraufhin willigte die Mutter ein. Ein Agent redete Zerline zu: das Kabarett zahle mehr und gebe obendrein Gelegenheit, Menschen und Sitten kennenzulernen. Er verschwieg Mehrausgaben durch Wohnen in Artistenquartieren, läbliche Sorgen um Beträge. Sie schloß also ab, ging nach Hamburg, nach Wien, nach Toulouse, und hier sah ein Agent, der sie nach dem „Ambassadeur“ in Kairo vermittelte. Mit einer für ihre Begriffe phantastischen Gage. In diesem Treffpunkte der mondänen Welt Ägyptens überschüttete man sie mit Blumen. Zerline nahm dennoch keine Einladungen an, und man ließ zu ihrer eigenen Verwunderung ihr Privatleben unangestastet.

Nur stummte die Rechnung nicht; der Coiffeur verschlang ein Drittel der Gage; ein Zimmer im vierten Stock des Hotels kostete ebensoviel, Notwendigkeiten wie Wäsche, Schuhe, Toiletteartikel bereiteten ihr bereits Kopfzerbrechen. Der Direktor suchte die Köpfe: „Mademoiselle müssen den Vertrag erfüllen. Hier sind genug Beamte und reiche Kaufleute in Kairo, die geringe Freundlichkeit hoch bezahlen!“ Sie schlug zu, er rief sich seine Bude: „Ich wollte Mademoiselle nur einen Rat geben.“

Zwei Tage später, sie grubelte gerade in ihrer Garderobe darüber nach, ob sie ihrer Mutter um Aushilfe telegraphieren dürfe, pochte es. Ein Ägypter trat ein. Er zeigte auf der Bühne phantastische Manipulationen. Er verbeugte sich und wartete; auf ihre Anrede erklärte er, der Inhaber sende ihn; sie wolle doch mehr Geld verdienen — auf, ihm, dem „Zauberer“, setze eine Partnerin, mit seinem erstaunlichen Gelds verdiene er, fände sich eine Partnerin, doppelte Gage und werde den Ueberschuß ehrlich teilen. Das war eine Wästelheit.

Die erste Vorstellung. Ein Kasten stand bereit. Zerline verschwand in der Kiste und der Mann bohrte. Schwerer hindurch. Das Publikum lächelte: „Alter Trick.“ Minutenlang starrte der Ägypter auf den Kasten. Die Leute wagten gegen ihren Willen kaum zu atmen. Der Illusionist wandte sich plötzlich um: „Ladies and Gentlemen — die Dame wurde zwischen den Schwertern hypnotisiert und wird sich im Kasten gänzlich entkleiden, sodann öffne ich nach Entfernung der Schwerter den Deckel und Sie sehen die erste weiße Trautnänzerin. Nicht einmal ein Mediziner vermag die Trance aufzuheben.“

Wirklich — Zerline erhob sich; Füße tasteten über den Rand der Kiste, bewegten sich ungeschickt vorwärts, die Musik untermalte das Geheimnisvolle der Vorgänge und nun folgte ein Tanz, der den gierenden Menschen ins Blut ging. Der „Zauberer“ stand seitlich auf der Bühne und richtete den Blick seiner Augen in die Pupillen der Kabarettistin — ihr Tanz erlosch nach seinem Willen; sie bewegte sich wieder auf die Kiste zu und verschwand. Abermals wurden die Begegnung hindurchgejagt, dann zog der Ägypter die Säbel zurück. Zerline trat nach auf die Bühne und verbeugte sich — bekleidet.

„Ambassadeur“ machte enorme Kassen. Zerline glaubte, bei einem Täuschungstrick zu helfen, bis ein Unfall ihr die Hypnose des Ägypters zum Bewußtsein brachte. Nach einer Vorstellung ließ sich ein Agent melden. Sie sahen zu Dritt in einer Seitenloge, und Zerline hüllte sich fest in ihr Cape. Da lag ein Vertrag für zehn Gastspiele in England, Frankreich und Deutschland vor ihr. Schon wollte sie den Füllfederhalter der Managers nehmen — ein paar Worte sprangen ihr ins Auge; sie las: „Partnerin verpflichtet sich, bei Ausführung des Säbels in Hypnose, als sogenannte Trautnänzerin, den Kasten unbekleidet zu verlassen.“

„Wollen Sie eine Aenderung einführen?“ erkundigte sich Zerline bei dem Ägypter. „Damit bin ich nicht einverstanden.“ — „Sie können ruhig unterschreiben; Sie wissen davon nichts. Die Hypnose ist echt und es ist keine Aenderung.“

Das Sektglas zerknallte an seinem Gesäß; Blut — sie wurde ohnmächtig. Man fuhr sie ins Hotel, der Ägypter blieb bei ihr. Er nahm aus einem kleinen Beutel getrocknete Blätter. Sein Gesicht war in Wunden gehüllt. Besonders ein Auge schmerzte. Er entfernte selbst den Splinter. Zerline erwachte — da stand kein Kopf, hunderterisch vergrößert, über ihren Augen. Sie wollte schreien, es gelang ihr nicht. Donation; so schlugen die Worte zusammen: „Sie sind krank. Rauchen Sie; Sie werden gesund.“ Sie sog Dampf ein. Das Gesicht vor ihr wurde zur Wohnung ihrer Mutter. Sie sah einen Schüler mit einer blauen Mütze, den sie als Zwölfjährige liebte — Haschisch.

Zwei Tage lang kümmernte sich der Ägypter nicht um sie. Am dritten Tage hatte sie von einem Boy sein Quartier anstundhaftig lassen und ging zu ihm. Er lag in einem leeren, grauen Raum auf einer Ottomane, vor sich zwei Pfeifen. Keine Frage wurde ge-

stellt. Seine Hände reichten eine Pfeife und Feuer. Zerline rauchte zum zweiten Male Haschisch. — Zur Vorstellung erschienen sie beide, und die Hypnose begann. Als der Vorhang sich zusammenschloß, führte Fuad — so hieß der Ägypter — sie in die Garderobe und bereitete ihr die Pfeife.

Diese Geschichte erzählten sich die Artisten in fünf Ländern. Dann tauchten Zerline und der Zauberer in Europa auf, belauert von der Polizei. Doch niemand fand bei ihnen das Gift. Die Trautnänzerin eroberte die Welt — und Zerline haßte die Pfeife, haßte den Mann und die Narben, die das zersprungene Sektglas zurückgelassen hatte.

Einmal, als er sie, wach, berühren wollte, erlitt sie einen Herzkrampf; zehn Stunden später verschied sie.

Seitdem ist auch der „Zauberer“ verschollen und beide hat man vergessen.

Walter Anatole Persich.

## Tragödie auf der Zeche.

Langsam, in mühsamer Arbeit der Rettungsmannschaften, wurden die Verletzten und Toten aus dem Unglückschachte herausgeschafft. Namen klangen auf, liefen über den weiten Zechenplatz, drangen zu den draußen Stehenden. An den Mauern der hohen, feinstenrauchgeschwärtzten Gebäude sprangen Schreie empor; alte Männer stuchten oder beieten.

Im rasch hergerichteten Speisesaal der Werkstantine wurden die Toten aufgebahrt. „Rühle“, jagte der Direktor, der mit zusammengebissenen Lippen die Bergungsarbeiten überwachte, zu dem Platzmeister, „den Frauen nicht länger den Eintritt wehren! Die Arbeitspapiere bleiben hier; die übrigen Sachen können abgegeben werden. Sorgen Sie, daß keine Unordnung.“ „Dawohl, ich komme!“ Draußen wurde heftig nach ihm gerufen.

Platzmeister Rühle begann seine Arbeit an den acht Toten, die bisher aufgebahrt worden waren. Er telephonierte mit dem Pförtner und nannte Namen. . . Dann untersuchte er die Taschen der Toten und schrieb ordnungsmäßig den Inhalt auf.

Rühle war ein alter Zechenveteran, der manches Unglück mit erlebt hatte. Verstoßen wuschte er sich mit dem Ärmel über die Augen und suchte seiner Gemütsbewegung durch seine pedantischen Angaben über den belanglosesten Tascheninhalt Herr zu bleiben.

„Frau Möhring“, sagte ein Arbeiter und deutete nach der Tür. Steiger Möhring war sein Freund gewesen. Seit zehn Jahren arbeiteten sie zusammen auf Zeche „Morgensonne“, und vor sechs Jahren hatten sie beide am gleichen Tage Hochzeit gehalten. Er ging der Frau seines Freundes entgegen und führte sie, die äußerlich gesaft war, zu dem toten Freunde.

Sie küßte dem Toten die schon geschlossenen Augen. Es war still im Raum; die Frauen sahen zusammengetauert in dumpfer Hoffnungslosigkeit.

„Die Arbeitspapiere bleiben hier“, wandte Rühle sich endlich an sie, „das übrige nehmen Sie am besten gleich an sich.“ Er trante in den Sachen, die er auf einen Tisch gelegt hatte. Hier war Möhrings Taschenmesser, ein Bleistift, eine Uhr, der Trauring, die Brieftasche. . . Er öffnete sie, um die Papiere herauszunehmen; da fiel ihm plötzlich ein Lichtbild in die Hand. Das Bild einer Frau. Es war selbstverständlich, daß sein Blick auf das Bild fiel. Seine Hand zitterte, und sein Gesicht wurde weiß; was er da, herührend aus der Brieftasche seines Freundes, in der Hand hielt, war das Bild einer Frau, die er kannte, und von der getuschelt worden war, daß Möhring seine Frau mit ihr betrog.

„Also doch!“ war sein erster, noch unklarer Gedanke. Nie hätte er dem Gerüde geglaubt. Er wandte sich zur Seite und drehte das Bild um. Auf der Rückseite stand eine Widmung, die jeden Zweifel ausschloß. „Also doch!“ wiederholte er. Das Gerüde war begründet gewesen. Möhring hatte seine Frau betrogen.

Ein unterdrücktes Weinen ließ ihn aufstehen. Blüßschnell, instinktiv handelnd, steckte er das Bild in die eigene Tasche.

Als Frau Möhring, das keine Bündel Habseligkeiten in der Hand, zu den anderen Frauen in der Ecke getreten war und sich mit ihnen unterhielt, drängte sich lauernd eine andere Frau in den Raum der Toten. Rühle trat ihr entgegen. Sie standen sich gegenüber, Auge in Auge, bis die Frau den Blick nicht mehr aushielt. Ihre Augen glitten irrend über die Toten. Rühle sahte in die Tasche. Während seine Augen sie bohrend anblickten, reichte er ihr das Bild. Sie griff danach, hastig, wie erlöst. Rühles Blick deutete blüßschnell hinüber zu der Frau da drüben, die ahnungslos um ihren Toten trauerte, und seine Augen drohten der anderen geblöckertisch Schweigen. Luise Winkelmann.